

Arne Ulbricht



Schule ohne Lehrer?

Zurück in die Zukunft

V&R

Arne Ulbricht, Schule ohne Lehrer?

V&R

Arne Ulbricht, Schule ohne Lehrer?

Arne Ulbricht, Schule ohne Lehrer?

Arne Ulbricht

Schule ohne Lehrer?

Zurück in die Zukunft

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-70174-5

Umschlagabbildung: © drubig-foto, Fotolia

© 2015, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Umschlag: SchwabScantechnik, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Prolog	8
Vorworte	15
Teil I: Schule »früher«	29
Teil II: Der Akku ist leer	45
Teil III: Der Lehrer verschwindet	71
Teil IV: Katie, 15, selbstständige Lernerin	120
Teil V: Wehrt euch!	143
Epilog: Tod eines Schülers	166

Arne Ulbricht, Schule ohne Lehrer?

Für

Maximilian, Alex A., Bryan (in memoriam), Alex B., Nicole, Leonard, Christoph, Celine, Dominik, Timon, Max L., Tiziana, Philipp, Kai M., Steffen, Nadine, Kai S., Gerrit, Christina, Max S., Florian und Sebastian

Danke (I)

Dank Leonard Braunsmann und Steffen Mentzel steht folgender Satz *nicht* in diesem Buch: »Kai schrieb eine SMS über Facebook in die WhatsApp-Gruppe und guckte abends auf RTL2 *Counterstrike*.« Denn Leonard und Steffen haben mir mit viel Geduld und Nachsicht meine vielen Fragen beantwortet, und zu keinem Zeitpunkt haben sie mir das Gefühl gegeben, ein Idiot zu sein. Ohne ihre Mithilfe hätte ich die fiktiven Teile dieses Buches nicht schreiben können. Und das wäre schade gewesen.

Danke (II)

Als ich Ulrike Gießmann-Bindewald von Vandenhoeck & Ruprecht vorschlug, ein Sachbuch mit längeren fiktiven Einschüben zu schreiben, befürchtete ich, sie würde mir nicht mal antworten. Aber sie unterstützte dieses eher ungewöhnliche Buch von Beginn an.

Prolog

Kai¹, 15, zehnte Klasse (6:30–8:05 Uhr)

Montagmorgen.

Kai, der am Abend beziehungsweise in der Nacht zuvor von seinen Eltern unbemerkt bis kurz vor zwei *Counterstrike* gezockt hat, wird Punkt halb sieben von seinem Handywecker aus dem Tiefschlaf gerissen. Er nimmt sein Handy, schaltet den Song aus, schaut aufs Display und ... ist plötzlich hellwach: Die acht neuen Nachrichten sind für ihn der Adrenalinschub, den er so dringend benötigt. Er beginnt zu lesen:

1: Jonas schreibt an ihn persönlich und fragt, ob er schon wach sei.

2: Alexei schreibt in die Klassengruppe, zu der nur Simon nicht gehört. (Simon ist ein totaler Spinner: Der hat kein Handy und sagt, er brauche keins! Vollkommen krank der Typ.) Alexei möchte wissen, wer Mathe verstanden habe und ihm Mathe noch in der Pause vor der Arbeit erklären könne.

3: Lisa,

4: Hannes und

5: Leyla haben bereits geantwortet. (Lisa: »Ich versteh auch nix.« Hannes: »Mathe kann ich nicht, aber Physik noch weniger.« Leyla: »Ich geh heute nicht zur Schule.«)

6: Hannes, der Klassensprecher, schreibt: »Denkt dran, wir sollen heute für Deutsch Scheren, Kleber und dicke Filzstifte mitbringen!!!! Sollte ich euch noch mal dran erinnern!!!!« Darauf hat

7: Bülent schon geantwortet: »Kindergartenkram. Wir sagen einfach, wir haben es nicht gelesen. Mathe erklär ich.«

8: Johanna: »Gibt Herr Schmidt heute wieder Noten? Letztes Mal in Französisch: 4,7! Warum überhaupt Französisch?«

Kai antwortet noch im Bett liegend. Er schreibt an ...

... Jonas: »Bin wach. Montag. Megahart.«

1 Die Kai-Story ist wie die Katie-Story (Teil IV) ein rein fiktiver Text.

... die Klasse: »Mathe? Heute???? Wetten, Frau Schmidt heult wieder rum? Klar gibt Herr Schmidt heute wieder Noten.«

Während er die Nachricht abschickt, hört er die Stimme seiner Mutter: »Kai ... AUFSTEHEN!«

Jeden Morgen ruft sie. Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass er überhaupt aufstehen muss.

»Ja ja ja, gleich.«

»Das sagst du jedes Mal!«

Das war sein Vater. Können sie ihn nicht einfach in Ruhe seine Antworten schreiben beziehungsweise seine neuen Nachrichten lesen lassen? Zwei hat er schon.

Laura schreibt: »Hallo zusammen. Schule megakacke. Simon auch. Und Frau Schmidt, die Heulsuse, voll peinlich.«

Dazu Bülent:

»Frau Schmidt ist doch eigentlich nett. Herr Schmidt wirkt wie programmiert. Für alles gibt er eine Note.«

Zack! Die nächste Nachricht. Johanna an die Klasse:

»Warum hat Herr Schmidt Frau Schmidt geheiratet?«

Zack! Jonas nur an ihn:

»Mir geht das Gelaber auf den Nerv. Und so schlimm ist Simon doch gar nicht.«

Kai an Jonas: »Ich finde Simon echt krass.«

Und an die Klasse: »Herr Schmidt ist wesentlich cooler als Frau Schmidt. Frau Schmidt macht Unterricht wie vor 100 Jahren.«

Wieder ein Ruf:

»KAI!«

Seine Mutter. Dabei hat er noch nicht mal geguckt, was es auf Facebook alles Neues gibt. Aber eigentlich will er auch nicht gucken, denn Luisa, die er ziemlich geil findet und die in die Parallelklasse geht, hat seine Nachricht, die er ihr am Tag zuvor um 20:43 Uhr geschrieben hat, bereits um 20:47 Uhr gelesen, und sie hat noch immer nicht geantwortet. Und wenn sie auch jetzt, inzwischen müsste sie ja aufgestanden sein, immer noch nicht geantwortet hat ... dann ... dann ... dann wird er frühestens in der ersten Pause das nächste Mal nachschauen, ob sie endlich reagiert hat. Er guckt. Mist. Sie hat sich nicht gemeldet. Kein gutes Zeichen. Stattdessen hat sie auf ihrem Profil drei Freunde geaddet und ein neues Foto gepostet. Im Bikini. Kai hat das Gefühl, heulen zu müssen. Warum antwortet sie nicht? Findet sie sein Profil etwa zu langweilig?

Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Gerade will er protestieren, doch dann lacht er. Eva kommt nämlich reingerannt und ruft.

»So, jetzt ziehe ich dir die Decke weg!«

Und das tut sie auch. Dafür kitzelt Kai sie kurz durch.

»Lass das!«, schreit Eva, aber sie meint natürlich, dass er wie eigentlich jeden Morgen unbedingt weitermachen soll.

Also macht er weiter. Irgendwann sagt sie, während sie seine Kleidungsstücke, die auf dem Boden herumliegen, aufsammelt:

»Hier ist deine Hose, hier sind deine Socken ... hier ... dein T-Shirt!«

Fünf Minuten später sitzen Kai und Eva am Tisch. Die Eltern nicken ihm zu, sein Vater schüttelt den Kopf, weil Kai das Handy neben seinen Teller legt, auf dem zwei geschmierte Brote liegen. Er führt sie zum Mund, während er die neuen Nachrichten auf WhatsApp liest. Es geht um die Schmidts, um Simon und um die Frage, ob es schon Kliniken gebe, in denen solche Leute wie er behandelt werden. Jonas schreibt an Kai persönlich, dass die anderen Simon doch einfach in Ruhe lassen sollten. Johanna fragt, wer ihr helfen könne, sie müsse noch ein Referat in Geschichte für die erste Stunde vorbereiten. Bülent antwortet wenige Sekunden später, dass er sich um das Referat kümmern werde.

»Kai – leg' das Ding weg.«

Sein Vater! Und er ist noch nicht fertig, an ihm herumzukritisieren:

»Kai ... kannst du mich jetzt einfach mal angucken?«

Wenn es sein muss, denkt Kai.

»Hast du schon die Deutscharbeit zurückbekommen?«

»Nein.«

Die Wahrheit ist, dass er sie schon am Donnerstag zurückbekommen hat. Note: fünf minus! Die Unterschrift hat er gefälscht und Freitag das Arbeitsheft gleich wieder zurückgegeben. Er hofft, dass sein Vater irgendwann aufhört nach der Arbeit zu fragen.

»Hoffentlich wird es keine Vier. Du bekommst wegen deiner Drei minus in Englisch schon Englischnachhilfe.«

Kai sagt nichts. Was soll er dazu auch sagen? Wichtiger ist eh, ob Luisa endlich geschrieben hat. Die erste Pause ist erst in zwei Stunden ... So lange kann er einfach nicht mehr warten. Ein kurzer Wisch übers Display und ein heftiger Stich in der Magengegend: Sie hat noch immer nicht geantwortet.

»Gib das Ding her!«

»Schon gut. Ich mach es aus!«

Sein Vater nickt. Seine Mutter sagt:

»Kai, meinst du nicht, dass du das Handy einfach mal ...«

»Nein, geht nicht, das brauchen wir sogar manchmal im Unterricht.«

»Im Unterricht??«

»Klar. Manche Lehrer fordern uns auf, auch mal was zu recherchieren.«

Zum Beispiel macht das Herr Schmidt, der ziemlich cool ist. Bei ihm sollen die Schüler hin und wieder etwas auf Wikipedia nachschauen oder etwas googeln. Und mit dem Whiteboard kann er umgehen wie kein anderer Lehrer. Natürlich hat er ein iPad. (Kai hätte auch gern eins, aber er bekommt es erst, wenn er in Deutsch und Englisch wieder auf einer glatten Drei steht.) Frau Schmidt wiederum hat Handys im Unterricht kategorisch verboten. Die dreht immer richtig durch, wenn jemand sein Handy benutzt. Als sie neulich Leyla erwischt hat, die nur eine Nachricht gelesen und beantwortet hat, war sie kurz davor, Leyla zu ohrfeigen. So hat Frau Schmidt jedenfalls ausgesehen, als sie Leyla angeschnauzt hat. Und sie schreibt noch immer viel an die Tafel (mit Kreide!), die sie immer erst in den Raum schieben muss, weil es in allen Räumen nur noch Whiteboards gibt. Eigentlich ja verrückt, dass Frau Schmidt und Herr Schmidt nicht längst geschieden sind, denkt Kai.

Eva sitzt still am Tisch und meldet sich. Das tut sie immer, seitdem sie in die erste Klasse geht. Dabei mampft sie einfach weiter und wartet. Da Kais Mutter gerade eine SMS schreibt und sein Vater auf dem iPad begonnen hat, Zeitung zu lesen, nimmt Kai sie dran:

»Eva, was ist los?«

Eva beginnt zu erzählen, was sie im Gesprächskreis sagen werde und dass sie am Nachmittag Wald-AG habe und ... Kai hört nicht mehr hin. Das Handy hat er wieder eingeschaltet, ohne dass seine Eltern es gemerkt haben. Luisa hat noch immer nicht geantwortet. Bülent ist von vier anderen gefragt worden, ob er nicht auch für sie irgendwelche Referate vorbereiten könne, und Bülent hat gefragt, was er dafür bekomme, und der Erste hat schon geantwortet und zehn Euro geboten.

Eva sitzt nicht mehr am Tisch. Kai hatte gar nicht gemerkt, dass sie aufgestanden ist. Sie steht im Flur und hat sich schon den Ranzen aufgesetzt. Sie wird jeden Morgen zur Schule gebracht, weil die Arztpraxis, in der seine Mutter vormittags arbeitet, in der Nähe der Schule liegt. Deshalb ist sie auch nicht in die nächstgelegene Schule gekommen, auf die Kai noch ging. Eva springt noch schnell zu ihm rüber und gibt ihm

einen Kuss auf die rechte Wange. Er ruft sie zurück – so viel Zeit muss sein – und fordert noch einen Kuss für seine linke Wange. Eva lacht ... und erfüllt Kai seinen Wunsch.

Während Kai pinkelt, putzt er Zähne und überfliegt noch die letzten Nachrichten auf WhatsApp. Nichts Neues. Auf Facebook leider auch nicht. Er schaut sich noch mal das Profil von Luisa an. Ob er noch kurz onanieren soll? Nein, keine Zeit. Er wird also wie immer erst während der Pornokonferenz onanieren, die jeden Abend um zehn Uhr beginnt und an der drei seiner Kumpels teilnehmen.

Seinem Vater ruft er ein Tschüss zu, aber der antwortet nicht. Umso besser. Im Bus trifft Kai Alexei, der ihm auf dem Handy eine neue App zeigt, die er kurz zuvor runtergeladen hat. Dann spielt Kai eine Runde *Subway Surf*. Hannes schreibt gerade an seine Freundin. Er ist, wie er Kai erzählt, wütend auf sie, weil sie am Tag zuvor mit irgendeinem Typen, dessen Facebookprofil sie cool gefunden habe, eine Stunde geskyppt hat. Außerdem habe sie seine Nachricht, die er ihr über Facebook vor 46 Minuten geschickt und die sie vor 45 Minuten gelesen habe, noch nicht beantwortet. Und das gehe gar nicht. Jonas steigt eine Station später ein. Er sagt nichts, weil er gerade Musik hört. Er nickt seinen Freunden nur zu und setzt sich hinter den Vierer, auf dem die anderen sitzen. Eine weitere Station später steigt Johanna ein. Sie strahlt. Bülent habe ihr bereits geschrieben, sagt sie. Er bringe einen Stick mit, auf dem das Referat zum Thema »Kaiserproklamation in Versailles« sei.

»Was ist denn eine *Kaiserproklamation*?«, fragt Kai.

»Interessiert mich doch nicht«, sagt Johanna.

»Na dann.«

Während Kai und Alexei auf ihren Handys *Quizduell* spielen und ihre erste Dose Monster trinken, sucht Hannes, wie er sagt, »irgendeinen Ersatz« für seine Freundin auf Facebook. Johanna fragt:

»Macht Herr Mohn heute wohl eine Stundenwiederholung?«

Die anderen zucken die Achseln. Kai sagt:

»Macht er immer. Aber dich nimmt er eh nicht dran, du hältst ja das Referat. Was haben wir denn letzte Stunde gemacht?«

»Referate gehört«, sagt Hannes.

»Schon klar, aber worum ging es in den Referaten?«

Statt zu antworten, zeigt Hannes Kai die Facebookseite einer Schülerin, die nur siebenundsechzig Freunde hat, die aber, wie er findet, ganz

geil aussehe. Wenn sich seine Freundin bei ihm nicht melde, werde er abends mal fragen, ob sie Lust habe, mit ihm zu skypen, sagt er.

»Hast du letzte Woche nicht selbst ein Referat gehalten?«, fragt Johanna Hannes.

»Ähm ...«

»Doch«, sagt Alexei: »Hast du! Ich erinnere mich an das eine Bild ... da war so ein Typ drauf, mit Schnauzer, sah aus wie ein Walross, und ...«

»Stimmt. Das war ... wie hieß er noch gleich ... das war ... ja ...«

»Hitler?«

»Nee ... Moment mal ... Bismarck ... Wilhelm von Bismarck!«

»Und worum ging es?«

»Weiß ... weiß ich nicht ... doch ... wartet ... genau: Um den deutsch-französischen Krieg!«

»Wann war der denn noch mal?«

»Keine Ahnung, habe das Referat runtergeladen, war cool, komplette PowerPoint war dabei, musste alles nur ablesen. Und Mohn war begeistert!«

»Deutsch-französischer Krieg? Das war doch mit Verdun!«

»Genau. Hitler war da schon in Deutschland!«

»Bismarck aber auch!«

»Und worum ging es in den anderen Referaten?«

Daran erinnert sich niemand mehr.

In der Schule begrüßen sie die anderen, die auf dem Gang vor dem Klassenraum stehen. Alle haben ihre Handys in der Hand. Nur Simon nicht, der auf dem Boden sitzt und irgendeinen Wälzer von Stephen King liest. Kai schaut sich um. Vielleicht steht Luisa ja vor einem anderen Klassenraum. Als ihm einfällt, dass ihre Klasse auf Exkursion in irgendeinem Museum ist, freut er sich: Denn während einer Exkursion und erst recht in einem Museum wird sie viel Zeit haben zu antworten.

Pünktlich um acht Uhr klingelt es. Erste Stunde bei Herrn Mohn. Kai denkt an die Stundenwiederholung. Immerhin weiß er Bescheid. Vielleicht sollte er sich sogar einfach melden und von Verdun, Hitler und Wilhelm von Bismarck erzählen. Da wird Herr Mohn, der nach jeder Stundenwiederholung sofort eine Note gibt, staunen. Sorgen macht er sich eher wegen Deutsch. Frau Heise lebt zwar hinter dem Mond, aber die schaut sich tatsächlich immer die Berichtigungen an. Wenn sie gemerkt hat, dass Kai die Unterschrift gefälscht hat ... dann könnte es ein Problem geben. Auf den anschließenden Biunterricht bei Herrn

Wolter, ihrem Klassenlehrer, freut sich Kai sogar. Wahrscheinlich planen sie den Ausflug, den sie am Donnerstag machen werden. Und wenn nicht, machen sie Gruppenarbeiten. Bei ihm arbeiten sie immer in Gruppen. Genaugenommen arbeiten sie bei fast allen Lehrern in Gruppen. Manche Lehrer erzählen auch hin und wieder, wie die Gruppenarbeit heißt. Das findet Kai immer verwirrend, weil alle Gruppenarbeiten irgendeinen Namen haben – er hat bestimmt schon fünfzehn verschiedene Namen gehört! – aber im Großen und Ganzen unterscheiden sich die Gruppenarbeiten nicht voneinander: Man sitzt zu dritt oder viert und arbeitet halt zusammen beziehungsweise tut so als ob. (Und wenn nicht in Gruppen gearbeitet wird, werden Referate gehalten.) Mit ein wenig Pech will Herr Wolter auch noch alles Mögliche reflektieren. Das Wort »reflektieren« ist sein Lieblingswort. Er benutzt es in vielen Variationen: »Lasst uns noch mal gemeinsam reflektieren. Habt ihr schon reflektiert? Jetzt solltet ihr mit der Reflexionsphase beginnen. Könnt ihr zusammenfassen, was eure Reflexion ergeben hat? Nächste Woche beginne ich mit den Reflexionsgesprächen. Usw.« Aber Herr Wolter ... der ist eigentlich in Ordnung. Nach dem Unterricht bei Herrn Wolter wird die Klasse allerdings heftigst leiden müssen: Denn Frau Schmidt wird sie mit Englisch quälen. Genaugenommen ist ihr Unterricht eigentlich okay, aber dass man nicht mal gucken darf, ob man die eine oder andere Nachricht erhalten hat, das ist wirklich kein Spaß. Als Ausgleich direkt im Anschluss der Höhepunkt des Tages: Unterricht bei Herrn Schmidt. Eigentlich ist dem Stundenplanmacher ja etwas Lustiges eingefallen, findet Kai. Erst Unterricht bei einer total hysterischen Frau, dann bei ihrem Mann, der wiederum der lässigste Lehrer ist, den man haben kann. Ach ja ... zwischendurch schreiben sie ja Mathe ... MIST! Er hat noch immer keinen Durchblick. Nachdem Kai noch mal über alles nachgedacht hat, spricht im Großen und Ganzen eigentlich mehr dafür, dass der Tag *besonders beschissen* und nicht nur wie vor allem die Freitage *nicht ganz so beschissen* wird. (Wahrscheinlich kann er auch deshalb den Beginn der Pornokonferenz kaum abwarten. Denn während der Konferenz vergisst er in der Regel alles, was irgendetwas mit Schule zu tun hat.)

Inzwischen ist Herr Mohn aufgetaucht. Die letzte Gnadenfrist ist vorüber. Er schließt bereits den Klassenraum auf und das heißt: Der Ernst des Lebens beginnt.

Wäre Kai doch bloß im Bett geblieben ...

Vorworte

Nicht schon wieder

Mit Kais Schultag, zu dem auch der Nachmittag und der Abend inklusive angekündigter Pornokonferenz gehören, verschone ich Sie natürlich nicht. Aber bevor diejenigen, die ein klassisches »Sachbuch« erwartet haben, das Buch schon jetzt wütend an die Wand werfen, unterbreche ich die Kai-Story. Denn obwohl der Beginn dieses Büchleins rein fiktiv ist, handelt es sich natürlich um ein »Sachbuch«. Und ja: Es handelt sich schon wieder um ein Sachbuch, in dem es um Schüler und um Lehrer² geht.

Wahrscheinlich gibt es kein Land, in dem jedes Jahr so viele Bücher zum Thema Bildung erscheinen wie in Deutschland. Der Markt wird geradezu überschwemmt von Titeln, in denen entweder das Wort »Schule« oder das Wort »Lehrer« auftaucht.

Dass dies so ist, liegt zum einen daran, dass, wie ich bereits im Vorwort zu meinem letzten Büchlein³ schrieb, mit Ausnahme von Kindern unter fünf Jahren wirklich jeder in Deutschland lebende Mensch sich spontan zum Thema Schule oder ganz allgemein zu Lehrern äußern zu können glaubt.

Hinzu kommt, dass Deutschland quasi aus sechzehn Bildungsrepubliken besteht. Das relativiert die Zahl der Neuerscheinungen, denn das Thema G8 wäre nicht ein derart heikles Thema, gäbe es nur eine verbindliche Politik in Deutschland. Aber es gibt eben verschiedenste G8-Experimente, und nur in den ostdeutschen Bundesländern scheint es wenigstens so etwas Ähnliches wie einen Konsens

2 Wenn ich allgemein über Lehrer und Schüler oder andere Personengruppen schreibe, meine ich in der Regel auch Lehrerinnen und Schülerinnen. Wenn dies nicht so ist, sollte es sich schnell aus dem Kontext erschließen lassen.

3 Arne Ulbricht, *Lehrer:Traumberuf oder Horrorjob*, Göttingen 2013

zu geben. Sonst herrscht Chaos: G8! G9! Oder, das ist der neueste Trend: beides! Dasselbe trifft auf das Thema Inklusion zu.

Und wann immer man sich in so einer Art schwarzem Loch befindet, erscheint ein Buch. Je vielfältiger und konfuser die bildungspolitischen Ansätze, desto höher das Aufkommen bildungspolitischer Erklärungsnotwendigkeiten seitens der Politiker auf der einen und der Erklärungsversuche seitens der oft selbsternannten Experten auf der anderen Seite.

In diesem Buch soll es aber weder um G8 oder G9 noch um Inklusion gehen – zu diesen Themen sollten sich in erster Linie direkt betroffene Schuldirektoren äußern.

Ich selbst beschäftige mich mit dem Mittelpunkt des Geschehens. Und im Mittelpunkt aller gut gemeinten und in ihrer Umsetzung oft so fragwürdigen Bildungspolitik stehen weiterhin a) die Schüler und b) die Lehrer. Beider Alltag spielt sich noch immer vor allem an der Schule ab, wo sie im Unterricht in einem Klassenraum aufeinandertreffen und dort mithilfe irgendwelcher Methoden versuchen, irgendetwas und am besten viel Sinnvolles zu lernen oder »mitzunehmen«. Dort sitzen die Lehrer und die Schüler dann sozusagen in ein- und demselben Boot, während Politiker immer wieder neue Ideen haben, wie man alles noch besser machen könnte und während Autoren, die weder Lehrer noch Bildungspolitiker sind, in Büchern aufzeigen, weshalb die Ideen der Politiker grundsätzlich Schrott sind, und während Eltern auf die Barrikaden gehen und für die Bildung und vor allem für die bestmöglichen Noten ihrer Kinder kämpfen und dabei selbstverständlich nur an das Allgemeinwohl denken.

Die Lehrer und die Schüler. Noch sind sie diejenigen, die alles ausbaden müssen. Sie sitzen im Boot und müssen gemeinsam darum kämpfen, dass es nicht untergeht. Das ist eine faszinierende und vor allem anspruchsvolle Aufgabe. Eine Aufgabe, die selbst dann zusammenschweißen könnte, wenn Hannes keinen Bock auf Physik hat und Johanna nicht weiß, warum sie Französisch lernen soll.

Lehrer und Schüler! Sie gehören zusammen. Sie sind die Konstante in diesem System, das ständig verändert werden soll. Die faulen Säcke, als die wir noch immer gelten, und die Generation PowerPoint (oder WhatsApp) sollten gemeinsam dafür kämpfen, dass es niemand wagt, einen Keil durch dieses Bündnis zu treiben. Dieses

Bündnis muss bestehen bleiben. Mehr noch: Es sollte so eine Art verschworene Gemeinschaft sein. Eine heilige Allianz. Und diese Allianz darf nicht erschüttert werden. Aber es werden überall Versuche unternommen, den Lehrer in seiner klassischen Lehrtätigkeit einzuschränken und damit diese Allianz zu schwächen. Frontalunterricht und Lehrervorträge werden verteufelt, als seien diese Methoden der Grund für den bevorstehenden Untergang der Bildungsnation Deutschland. Ersetzt werden sie durch eine grenzenlose Methodenvielfalt, die einem Irrgarten gleicht, in dem sich Schüler und Lehrer irgendwann aus den Augen verlieren.

Es wird ernsthaft darüber debattiert, den Begriff »Lehrer« für obsolet zu erklären. »Lernbegleiter« sollen wir werden. Oder »Coach«! Und die Technik verleiht dem Plan, den traditionellen Lehrer abzuschaffen, einen Schub, der so gewaltig und kraftvoll ausgeführt wird, dass niemand sich dagegenzustemmen wagt. Die Zeiten verändern sich halt. Und die Kinder sollen schließlich bestmöglich auf die digitalisierte Berufswelt vorbereitet werden. Deshalb werden Tafeln durch interaktive Whiteboards und Schulbücher durch Software ersetzt.⁴

In den Niederlanden gibt es bereits Steve-Jobs-Schulen. Gelernt wird mithilfe von (geliehenen) iPads in »Ateliers«, wo im Rahmen von »Workshops« gearbeitet wird. Die Lerncoachs (ehemals: Lehrer) erklären die Aufgaben beziehungsweise die Apps. So sollen die Schüler auf die Zukunft vorbereitet werden, und natürlich sollen die iPads vor allem motivieren!⁵ Auch in Deutschland beginnen die ersten Schulen, jahrgangweise Unterricht am Laptop und an iPads einzuführen. Die Frage, die viel zu selten gestellt wird, lautet: Ist diese Entwicklung hin zum digitalisierten Unterricht wirklich begrüßenswert?

Schüler gucken zu viel fern und spielen zu viel mit ihren Handys herum und verbringen zu viel Zeit am Computer! Dass dies so ist, nervt alle. Politiker nervt das. Eltern nervt das. Und Lehrer nervt das

4 Dass laut einer aktuellen Studie (ICILS 2013) die digitale Ausstattung an deutschen Schulen noch immer zu wünschen übrig lässt, ändert überhaupt nichts an dem grundsätzlichen Trend hin zur digitalisierten Schule. Die Ergebnisse der Studie werden den Trend vermutlich noch verschärfen.

5 Vgl. <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=bi&dig=2014/04/09/a0133&c&Hash=221cbd136bf40067ba1e868412a31d08>.

auch. Im Umkehrschluss werden Lehrervorträge und Frontalunterricht und damit Methoden, die die Schüler zum Zuhören aktivieren sollen, abgeschafft. Im Umkehrschluss lassen 99 % aller Lehrer heutzutage PowerPoint-Referate halten, als gäbe es keine Alternativen. Im Umkehrschluss werden schriftliche Arbeiten nicht mehr angenommen, wenn sie handschriftlich angefertigt worden sind. Im Umkehrschluss rüsten die Lehrer ebenfalls digital auf und lassen bei der Notenvergabe siebenundzwanzig Teilnoten von ihrem Lehrertool ausrechnen und präsentieren das Ergebnis Schülern in blindem Glauben an die Multifunktionalität ihrer mobilen Endgeräte in Notenbesprechungen, während ihr Daumen über den Touchscreen rauscht. (»Rein rechnerisch kommst du auf eine 2,53, also aufgerundet auf eine 3,0.«)

Das alles ist absurd. Ein Kotau vor einer Entwicklung, die vermeintlich ja eh nicht mehr aufzuhalten ist.

Dabei sollte Schule es nicht nötig haben, sich dem Fortschritt um jeden Preis anzubiedern. Schule sollte den Mut aufbringen, sich zu wehren gegen die Prinzipien, die uns der Fortschrittswahn und die grotesken Auswüchse der Leistungsgesellschaft aufzwingen.

Dieses Büchlein ist ein Hilfeschrei. Denn wenn es so weitergeht, dann werden in zwanzig Jahren sowohl Lehrer als auch Schüler ihren mobilen Endgeräten derart ähnlich geworden sein, dass man Lehrer wirklich nicht mehr brauchen wird. Dann werden Schüler von Maschinen unterrichtet werden ... und werden selbst zu Maschinen werden. Frank Schirrmacher hat schon im Jahr 2009 im Vorwort seines Bestsellers *Payback* betont, dass ihm nicht die Computer Sorgen bereiteten, »sondern die Verwandlung des Menschen in Computer«.⁶

Die Steve-Jobs-Schulen hatten übrigens geplant, die Schüler (zwischen vier und zehn Jahren) lernen zu lassen, wo sie wollen. So so. Ein Sechsjähriger im Homeoffice. Dann würden Kinder also mit ihrem iPad zu Hause sitzen und Aufgaben bearbeiten. Selbstverständlich Aufgaben, die ganz individuell ihrem Lernniveau angepasst worden sind. Dafür wird man in naher Zukunft definitiv keine Lehrer mehr brauchen. Rein theoretisch bräuchte man sie dafür vermutlich jetzt schon nicht mehr. Noch, das entschied die zuständige

6 Frank Schirrmacher, *Payback*, München 2009, S. 9 (zitiert nach der Taschenbuchausgabe, zweite Auflage, München 2011).

Behörde in den Niederlanden, müssten die Schüler allerdings auch an den Steve-Jobs-Schulen zur Schule gehen. Eine weise Entscheidung. Aber wie lange traut sich die Politik noch, sich gegen die zahlreichen Wirtschaftsgiganten, zu denen die Produzenten von Tabletcomputern mitsamt Lehr(er)software und die Internetriesen wie Google gehören, zu wehren, für die Schüler vor allem die Konsumenten der Zukunft sind?

Der Zug in die düstere Zukunft, in der Schüler ausschließlich mithilfe technischer Geräte unterrichtet werden (und dafür zu Hause bleiben), ist längst abgefahren. Es ist ja auch ein Milliardenengeschäft. Der Nachfolger von Steve Jobs, Tim Cook, wird gemeinsam mit Mark Zuckerberg und anderen (deren innovative Kraft man gern bewundern darf) bald unser Handeln und Denken komplett und endgültig dominieren.

Wer das will – und die meisten scheinen es zu wollen – der soll aufspringen auf den Zug Richtung Zukunft.⁷

Wer das nicht will, der soll versuchen, den Zug irgendwie zu stoppen. Und dann fahren wir zurück in eine Zukunft, die anknüpft an Werte und Wissensvermittlungen, die als überholt gelten. In diesem Fall wäre ein Rückschritt gewinnbringender als jeder Fortschritt.

Dieser ganze Irrsinn, der schon jetzt gang und gäbe ist und dessen Auswirkung auf das, was man »menschliche Zivilisation« nennt, verheerend sein wird, lässt sich meiner Meinung nach am besten mit den Mitteln der Fiktion darstellen. Deshalb handelt es sich bei diesem Buch formal um ein zumindest teilweise fiktionales Sachbuch.

Übrigens: Ich halte mich weder für einen fanatischen Fortschrittsverweigerer noch für einen komplett naiven Idioten. Ich selbst benutze zum Beispiel hin und wieder ein iPad (zwei Laptops und zwei Handys besitzen wir auch). Mein Sohn (11) darf jeden Tag eine halbe Stunde am iPad spielen – meistens überzieht er! – und meine Tochter (7) sitzt viel zu oft daneben. Da mein Sohn auch unheimlich viel liest und wir nach Frankreich nicht zehn Bücher mitnehmen konnten, hat er einen Tolino⁸ bekommen und konnte

7 Aber vorher sollte man unbedingt *Der Circle* (Köln 2014) von Dave Eggers lesen. Siehe auch Teil V: Wehrt euch!

8 Der Tolino ist das von Thalia und Hugendubel entwickelte Konkurrenzprodukt zum Kindle, dem E-Reader von Amazon.

sich dann Bücher online bestellen bzw. kaufen. Ich war skeptisch – aber das war die einzige Möglichkeit, da wir wie immer ohne Auto unterwegs waren. (Ich selbst benutze den Tolino auch, wenn ich im Bett oder auf dem Balkon lese.) Für mich ist die Digitalisierung kein Gift, an dem wir zugrunde gehen werden. Es geht auch nicht darum, Schule komplett entdigitalisieren zu wollen, sondern es geht um die digitalen Auswüchse, die von Schulen bekämpft und nicht gefördert werden sollten.

Es ist ein wenig wie mit dem Fernsehen. Meiner Meinung nach ist es für die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes nicht schlimm, sollte es jeden Tag eine halbe Stunde oder zweimal pro Woche zwei Stunden fernsehen. Dass Jugendliche mit vierzehn Jahren täglich mindestens zwei Stunden vor der Glotze sitzen,⁹ halte ich aber für die Persönlichkeitsentwicklung für nicht unbedingt förderlich. Vor allem dann nicht, wenn sie nur inhaltlosen Schrott vorgesetzt bekommen. Schule sollte vor Formaten, in denen Kinder gegeneinander singen oder auf dem Laufsteg ihre langen Beine präsentieren, oder Formaten, die Erwachsene (»Prominente«) dabei zeigen, wie sie sich im Dreck wälzen, warnen. Das ist möglich, in dem man thematisiert, warum solche Fernsehformate Kinder dazu erziehen, auf nichts anderes als auf Äußerlichkeiten zu achten, und nebenbei vermitteln, derlei Schwachsinn sei »wichtig«. Es ist die Aufgabe der Schule, der Volksverdummung mit Argumenten entgegenzutreten und Alternativen zum Fernsehkonsum aufzuzeigen.

Nun, die Realität sieht allerdings vergleichsweise kümmerlich aus: Auch viele Lehrer gucken sich diesen Schwachsinn an und entblöden sich nicht, sich im Lehrerzimmer darüber aufzuregen, wie schwachsinnig dieser Schwachsinn mal wieder war (und nebenbei erzählen sie, dass sie den ganzen Abend korrigiert hätten). An den ersten Grundschulen werden Laufsteg-Formate oder Singwettbewerbe nachgespielt und Eltern, die sonst gegen alles protestieren, sagen nichts.

Das Privatfernsehen und längst auch das Internet haben den Alltag der Kinder (und Jugendlichen und Erwachsenen ...) erobert. Auf die vom Internet und vom Privatfernsehen dominierte Freizeit der Jugendlichen können wir nur bedingt Einfluss nehmen. Aber darauf,

9 Vgl. <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/152389/umfrage/durchschnittliche-fernsehdauer-pro-tag/>.

was bei uns im Unterricht geschieht und welche Werte wir versuchen zu vermitteln, können wir ganz erheblichen Einfluss nehmen. Und diesen Einfluss sollten wir nutzen.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Wenn Lehrer Bücher über Lehrer oder über Bildung schreiben, wirkt es oft so, als hielten sich diese Lehrer für »besser« als das Gros ihrer Kollegen. Das ist, zumindest in meinem Fall, Blödsinn. Ich halte mich selbst für einen ziemlich normalen Lehrer, der einige Dinge ganz gut kann – mit Schülern kommunizieren zum Beispiel – und der andere Dinge überhaupt nicht kann. Ich bin oft extrem unorganisiert und derart spontan, dass ich selbst vergesse, was ich im Unterricht eigentlich wollte. Dann endet eine Stunde manchmal in einem inhaltlichen Nirvana. Ich wünschte oft, ich wäre viel konsequenter, aber ich gebe immer viel zu schnell nach. Ich war noch nie dazu in der Lage, eine Unterrichtsreihe komplett durchzuplanen, und fachlich bin ich in vielen Bereichen nur durchschnittlich.

Das Einzige, was ich den meisten Lehrern voraus habe, ist vermutlich die Anzahl der Schulen, an denen ich unterrichtet habe. Insgesamt sind es acht Schulen in vier Bundesländern gewesen, an denen ich zwischen fünf Jahren und drei Monaten unterrichtet habe. Die ersten acht Jahre nach dem Referendariat habe ich als Vertretungslehrer gearbeitet – zum Teil an zwei Schulen gleichzeitig. Zwischendurch war ich immer wieder vorübergehend arbeitslos. Zu den Schulen gehörten Schulen im Hamburger Speckgürtel mit akademischem Einzugsgebiet, Schulen in Hamburg und Berlin in sozialen Brennpunkten, eine Abendschule in Hamburg und ein Berufskolleg in Nordrhein-Westfalen.

Ich war viele Jahre lang gezwungen, immer wieder neu anzufangen. Und vielleicht bin ich mir deshalb bewusst, dass ich gewisse Stärken habe, aber auch gewisse Schwächen. Und vielleicht bin ich gerade wegen dieser eher untypischen Erfahrungen überzeugt davon, dass es den perfekten Lehrer ebenso wenig gibt wie die perfekte Methode. Wann immer ich Lehrer kennenlerne, die alles können, auf alle Fragen Antworten haben, sich selbst grundsätzlich nie infrage stellen und immer den Schülern die Schuld geben, wenn was auch immer misslingt, empfinde ich eine tiefe Abneigung.

Langer Rede, kurzer Sinn: Aufgrund meiner seltsamen Lehrerkarriere hatte ich viel Zeit zum Nachdenken und manchmal auch

zum Grübeln. Was dabei herausgekommen ist, steht in diesem und meinem ersten Buch und in zahlreichen Artikeln, die ich zum Thema Bildung geschrieben habe. Wenn das, was ich zu sagen habe, zum Nachdenken anregt, freue ich mich. Und wenn Sie, liebe Leser, das Buch zuklappen und denken:

»Das ist alles Quatsch, aber der Quatsch war wenigstens unterhaltsam!«

Dann freue ich mich auch.¹⁰

Das Buch, das nicht geschrieben wurde

Sollten Sie mein erstes Buch nicht kennen, dann können Sie dieses Kapitel überspringen und Ihre Lektüre direkt mit dem ersten Teil beginnen. (Wenn Sie Lust haben, dürfen Sie aber auch gern dieses zweite Vorwort lesen.)

Auf den folgenden Seiten schildere ich, was in dem Buch gestanden hätte, das ich letztendlich nicht geschrieben habe und das eine Fortsetzung meines ersten Buchs geworden wäre.¹¹ Das Buch hätte »Entamtet und was dann geschah!« geheißen. Das Drama in Form einer Medienlawine, die mich überrollte, begann kurz vor Erscheinen meines Buches *Lehrer: Traumberuf oder Horrorjob*.

Was war geschehen? Eigentlich nichts Besonderes. Ich hatte mich aus Gründen, die ich ausführlich dargelegt und dann in vielen Interviews wiederholt hatte, persönlich dafür entschieden, einen Beamtenstatus in ein Angestelltenverhältnis umwandeln zu lassen. Vor dem Hintergrund, dass sich viele Lehrer die Verbeamtung einklagen, hielt ich meinen Schritt für durchaus ungewöhnlich, aber keineswegs für revolutionär. Das sahen die Medien allerdings anders.

Und natürlich war ich schuld, denn ich hatte die Medienlawine selbst ausgelöst. Zum einen ging es in einem von sieben Teilen im Buch tatsächlich um das Thema Verbeamtung. Zum anderen schrieb

10 Vor allem, wenn es mir (genauso wie jegliche Art der Kritik) mitgeteilt wird. Auf meiner Homepage www.arneulbricht.de findet man meine jeweils aktuelle Mailadresse.

11 Ich hasse Sequels, die keiner inneren Logik folgen, regelrecht. Vor allem im Kino. Es ist allerdings auch unerträglich, durch Buchhandlungen zu schlendern und zu sehen, dass es inzwischen sogar Fortsetzungen von Sachbüchern gibt.

ich einen Artikel, der unter dem Titel *Entamtet* am 29.12.2012 in der Süddeutschen Zeitung auf Seite 2 erschien. Natürlich wirkte alles wie von langer Hand geplant. Was niemand wusste, war Folgendes: Ich hatte zuvor schon viele Artikel geschrieben, in denen es um verschiedenste Themen ging (zum Beispiel um die Bedeutung des Vorlesens, mein eigentliches Lebensthema), und viele Artikel wurden von der Süddeutschen und anderen Zeitungen abgelehnt. Meinen ambitioniertesten Artikel (über die einzige, allerdings nicht endgültig bewiesene Begegnung zwischen Karl May und Adolf Hitler) druckte letztendlich das Karl-May-Magazin, andere Artikel der »Vorleseclub«, den es nicht mehr gibt, und einige Artikel sind konsequent abgelehnt worden. Als ich »Entamtet« schrieb, dachte ich, einer gewissen Schreibroutine folgend: »Vielleicht hat ja eine Zeitung Lust, den Text zu bringen!« Als die Süddeutsche den Text nahm, habe ich mich gefreut. Ich hatte mich auch zuvor gefreut, wenn es mir gelungen war, eine Zeitung oder ein Magazin von einem meiner Texte zu überzeugen, und diese Freude durchströmt mich auch heute noch, wenn ich eine Zusage bekomme. Als der Artikel zwei Wochen vor dem Erstverkaufstag des Buches erschien, habe ich natürlich gehofft, dass der Artikel das Interesse am Buch wecken könnte. (Wer hätte das in einer ähnlichen Situation nicht getan?)

Am Erscheinungstag war ich gerade mit meiner Frau in Nürnberg, die Kinder waren versorgt und wir genossen die Zweisamkeit. Das Jahr endete vergleichsweise ruhig, und vor allem der erste Tag des neuen Jahres war rückblickend wie die Ruhe vor dem Sturm, der mein Leben ziemlich durcheinanderwirbeln sollte.

Denn am 2. Januar geschah das, wovon ich immer geträumt hatte, was mich jedoch schon bald heillos überfordern sollte: Ich suchte nicht die Nähe der Medien, damit sie Artikel von mir veröffentlichten, nun war es von einem Tag auf den anderen umgekehrt. Ich bekam eine Reihe von Mails von diversen Zeitungen, Onlineportalen, Fernseh- und Radiosendern. Zunächst, das gebe ich gern zu, fühlte ich mich geschmeichelt. Als die Schule wieder begann und das Interesse sich in einem Maße steigerte, das ich nie für möglich gehalten hätte, verlor ich allerdings zunehmend die Kontrolle. Und die Nerven. Es wurde auch in der Schule angerufen. Kollegen reichten mir im Lehrerzimmer das Telefon mit den Worten: »Arne, irgendein Radiosender!« Die Anfragen begannen, mir peinlich zu werden.

Und ich machte viele Fehler. Weil im Fettgedruckten hin und wieder stand, auf wie viel Geld ich »verzichte«, habe ich bei jeder Gelegenheit betont, dass meine Frau »gut verdiene« und ich mir das leisten könne.¹² (Dabei spielte der Verdienst meiner Frau bei meiner Entscheidung keinerlei Rolle. Glaubt mir wahrscheinlich niemand, aber so denke ich einfach nicht.) Daraufhin lautete eine Überschrift: »Ich bin kein Held!« Als wäre ich Spiderman. Und ich bekam zu hören: »Es kann nicht jeder eine reiche Frau heiraten!« Dass es zwischen »gut verdienen« und »reich sein« einen Unterschied gibt und dass meine Frau auch nur deshalb »gut verdient«, weil wir viermal das Bundesland gewechselt haben, bevor sie den Job gefunden hat, in dem sie »gut verdient«, bemühte ich mich erfolglos zu erklären. Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Ich war einfach nie dieser arrogante Moralapostel, dessen Frau ein Vermögen geerbt hat, und der mit dem Finger auf all die doofen Beamten zeigt, die es sich gut gehen lassen.

Das Problem war, dass es offensichtlich nur zwei Möglichkeiten gab: Ich galt als »Held« oder als eine Art »Hetzer«. Dazwischen gab es nichts. Das Gästebuch auf meiner Homepage ließ ich bald löschen. Entweder wurde mir erklärt, dass ich in Stammtischmanier Märchen erzähle, oder ich wurde für den Preis für Zivilcourage vorgeschlagen. Dass es einen solchen Preis gar nicht gab, störte mich weniger. Allein der Vorschlag machte mich nervös. Ich wurde auf Podiumsdiskussionen eingeladen. (Lehnte ich ab.) Ein T-Shirt mit meinem Konterfei und dem Schriftzug *Entamtet* sollte gedruckt werden. (Ich untersagte es.) Es riefen auch Fernsehsender an und wollten an der Schule drehen. (Ich wollte nicht.) Aber bei mir zu Hause waren einige Fernsightings und filmten mich, den Hausmann, wie ich Geschirr spüle, und reduzierten alles, was ich sagte, auf das Thema Verbeamtung. All das geschah im Januar. Der Januar ist ein recht anstrengender Monat in einem Lehrerjahr, das aus Stoßphasen besteht. Im Januar muss fast jeder Lehrer Überstunden machen, weil Noten eingetragen und dann auf Konferenzen besprochen werden müssen. Nebenbei kümmerte ich mich wie immer jeden Werktag ab fünfzehn Uhr um

12 Da man als Beamter keine Sozialabgaben zahlt, verdient man bei fast identischem Bruttolohn als verbeamteter Gymnasiallehrer auf einer vollen Stelle ungefähr 500 Euro netto mehr als der angestellte Kollege im selben Kollegium.

die Kinder, während meine Frau auch in jenem Januar nie vor halb sieben von der Arbeit kam. Der Januar wäre auch ohne die täglichen Anfragen anstrengend gewesen.

Spätestens Mitte Januar war ich vollkommen überfordert und wusste selbst nicht mehr, was ich eigentlich genau wollte. Und natürlich war ich kein Medienprofi. Das bin ich erst nach und nach geworden. Das habe ich unter anderem an dem Tag gemerkt, an dem ein Fernsehteam kam und nichts anderes hören wollte, als dass Beamte irgendwie ja doch faul und unendlich privilegiert seien. Hartnäckig verteidigte ich meine verbeamteten Kollegen. Dreimal lautete während des Gesprächs der Befehl:

»Kamera aus! Herr Ulbricht, Sie müssen uns andere Sachen erzählen, sonst bringen wir das nicht!«

Ich habe aber nichts »anderes« erzählt, und sie haben es nicht gebracht. Als ich im März auf der *didacta* während einer Lesung wüst angepöbelt wurde, veränderte sich kaum meine Atmung, als ich ruhig antwortete. Ich lernte damit umzugehen, vorübergehend in gewissen Kreisen prominent und auch eine Art Hassobjekt zu sein. Mir gelang es, Mails, die mit den Worten »Sie Arschloch« begannen, freundlich zu beantworten und über Blogs, in denen ich als »Querulant, dem ich nicht meine Kinder anvertrauen würde«, bezeichnet wurde, zu lächeln. Einigermassen verstört war ich wiederum, als in der Remscheider Buchhandlung Potthoff, die eine Lesung mit mir veranstaltete, die Buchhändlerin angerufen und beschimpft wurde. Was ihr einfallt, mit »so einem« eine Veranstaltung zu machen. Ob er das Buch gelesen habe, fragte die Buchhändlerin (die ich persönlich kenne) den Anrufer, einen Lehrer. Antwort: »So etwas würde ich nie lesen!« Am Ende kamen sechs Zuschauer. War trotzdem nett.

Zu keinem Zeitpunkt konnte ich verhindern, dass ich als »der Mann, der kein Beamter sein will«, wahrgenommen wurde. Das war das, was interessierte.

Da ich vorübergehend nicht erreichbar war, riefen Redakteure in der Wuppertaler Buchhandlung Mackensen an, wo eine Lesung angekündigt war. Einer kam immerhin auch zur Lesung. Die Buchhandlung war brechend voll. Ich hatte vorher schon angekündigt: »Ich werde die Wörter Beamte und Verbeamtung nicht erwähnen!« Und ich hielt mich daran. Ich las über meine eigene Schulzeit, über das föderale Chaos, über meine Zeit als Vertretungslehrer und vor